

# Klatsch und Verrat

Der Journalist ist eine Art Vertrauensperson, die sich täglich und geplant, das heißt also von Berufs wegen, an der Eitelkeit, der Ignoranz oder auch nur der Einsamkeit anderer Leute bereichert. Über das moralische Dilemma der vierten Gewalt im Anblick des Elends.

Von Hans Durrer

In einer amerikanischen Fernsehdiskussion in den späten 80-er Jahren debattierten die Teilnehmer, die meisten von ihnen ehemalige Soldaten, unter dem Titel „Under Orders, Under Fire“ über Ethik. Ein Leutnant wurde vom Moderator vor die folgende Situation gestellt: Er und seine Männer befinden sich in „Südkosan“ und beraten dort die Südkosaner in ihrem Kampf gegen Eindringlinge aus „Nordkosan“. Eine nordkosanische Einheit hat mehrere Soldaten aus des Leutnants Truppe gefangen genommen – doch dem Leutnant ist es gelungen, auch einen der Nordkosaner gefangen zu nehmen. Der Leutnant, Frederick Downs, weiß nicht, wo seine Männer gefangen gehalten werden, doch sein Gefangener weiß es. Der Moderator wollte nun wissen: Wie weit würde Downs gehen, um den Gefangenen zum Sprechen zu bringen? Würde er befehlen, ihn zu foltern? Würde er ihn selber foltern?

Downs zögerte nicht. Er wisse, dass er mit den Konsequenzen seines Handelns sein Leben lang würde leben müssen, doch er würde alles tun, um seine Männer zu retten. Ja, auch foltern. Und ja, er würde es selber tun. Der pensionierte General William Westmoreland, der die amerikanischen Truppen in Vietnam kommandierte, verurteilte Downs Entscheidung. Auch im Krieg gebe es Regeln, sagte er.

Die anderen militärischen Diskussionsteilnehmer waren sich nicht einig, doch wenn sie ihre Entscheidungen begründeten, taten sie dies alle mit Formulierungen wie „Ich hoffe, ich hätte den Mut ...“ oder „Damit ich später mit mir leben könnte, würde ich ...“

Der Moderator wandte sich an die beiden prominentesten Teilnehmer der Runde, die Fernseh-Journalisten Peter Jennings (ABC) und Mike Wallace (CBS).

Er solle sich folgende Situation vorstellen, sagte der Moderator zu Jennings: Eine Fernsehstation ist mit der feindlichen Regierung von Nordkosan übereingekommen, einem Reporter plus Crew zu erlauben, nordkosanische Truppen zu begleiten und sie zu filmen. Würde er das tun? „Natürlich“, sagte Jennings. Das würde jeder Reporter, das sei auch gar nicht ungewöhnlich, sondern schon öfter vorgekommen.

Der Moderator fuhr fort: Als Jennings und seine Crew mit den nordkosanischen Truppen unterwegs sind, treffen sie überraschenderweise auf die Spur ei-

ner kleinen Gruppe amerikanischer und südkosanischer Soldaten. Die Nordkosaner legen einen perfekten Hinterhalt, um die Amerikaner wie auch die Südkosaner zu erschießen.

Was würde er tun? fragte der Moderator. Würde er seinem Kameramann den Befehl erteilen, zu filmen? Was würde ihm durch den Kopf gehen, während er die Nordkosaner beobachte, wie sie den Hinterhalt auf seine Landsleute vorbereiteten?

Anstatt eine Hypothese aufzustellen, so Jennings, werde er ihm sagen, was er fühle: Er glaube, er würde alles tun, um seine Landsleute zu warnen.

Auch wenn das bedeute, die Story zu verlieren? hakte der Moderator nach. Sogar wenn es bedeuten würde, sein Leben zu verlieren, sagte Jennings. Da meldete sich Mike Wallace zu Wort: Er sei erstaunt ob Jennings' Antwort; als Reporter sei seine Aufgabe nun mal, zu berichten, was vorgefallen ist. Ob er Amerikaner sei, mache da überhaupt keinen Unterschied.

Der Moderator schaltete sich ein: ob Jennings keine übergeordnete, sei es patriotische, sei es menschliche, Pflicht habe, etwas anderes zu tun als zu filmen wenn seine eigenen Landsleute erschossen werden? Nein, sagte Wallace. Nein. Nein. Man habe keine solche Pflicht. Man sei Reporter.

Jennings gab nach, stimmte Wallace zu. Die andern Teilnehmer betrachteten die beiden mit Abscheu. Der pensionierte General Brent Scowcroft, nationaler Sicherheitsberater unter Ford und Bush senior, bemerkte bitter: „What's it worth? It's worth thirty seconds on the evening news, as opposed to saving a platoon.“

Der Moderator wandte sich an Wallace. Was er dazu meine? Schulterzucken, entwaffnendes Grinsen, Frag-mich-nicht-Haltung. Er wisse es nicht, sagte er. Da meldete sich George Connell, ein Hauptmann: Angenommen, Jennings und Wallace wären mit amerikanischen Truppen unterwegs und würden bei einem Angriff verletzt werden. In dem Moment, in dem dieses geschähe, wären die beiden nicht mehr „nur Journalisten“ – in diesem Moment würden nämlich beide von den Truppen erwarten, dass sie sie retten, sich ihrer annehmen, sie beschützen würden. „We'll do it!“ sagte der Hauptmann. Und fügte hinzu: „Und deshalb verachte ich sie auch so. Marines werden sterben, um ... zwei Journalisten zu bekommen.“

James Fallows, dessen *Breaking News: How the Media undermine American Democracy* diese Fragen und Antworten entnommen sind, ist über die Haltung der Journalisten entsetzt: „Mike Wallace auf Patrouille mit den Norkosanern, die Kameras laufen, während seine Landsleute niedergeschossen werden, und sie erkennen keine 'höhere Pflicht' zu irgendeiner Form von Eingreifen an, und bieten keine Vernunftgründe an als 'Ich gehöre zur Presse' – das ist ein nettes Symbol für das, was die Amerikaner heutzutage an ihren etablierten Medien hassen.“

Ob die Amerikaner ihr Medien-Establishment wirklich hassen, sei einmal dahingestellt. Doch anzunehmen, Journalisten hätten eine übergeordnete Pflicht, ihren Landsleuten beizustehen, wäre, obwohl man die Abscheu des Hauptmanns George Connell gut nachfühlen kann, nichts anderes, als die nationale Zugehörigkeit über alles zu stellen. Unabhängigkeit und Neutralität wären demnach als journalistische Messlatten nur gerade bei schönem Wetter gefragt? Klar doch. Auch wenn die Herren Jennings und Wallace das Gegenteil behaupten. Und überhaupt: Das ist so selbstverständlich, dass es nicht einmal eine Debatte lohnt – oder hat man schon vergessen, wie handzahn, wie patriotisch und voll freiwilliger Selbstzensur sich die amerikanische Presse während des Irak-Krieges gebärdete, sich an die Seite ihrer Regierung stellte?

Trotzdem: das Unbehagen den Medien gegenüber ist in der Tat weit verbreitet, und auch bei Medienleuten anzutreffen. Doch mit Fragen journalistischer Berufsregeln (über die – das liegt in der Natur der Sache – in einem höheren Masse öffentlich gestritten wird als über die Standesregeln anderer Berufsgruppen) hat dieses Unbehagen wenig zu tun. Womit also dann?

„Der Redakteur begrüßte ihn lächelnd und klopfte ihm auf die Schulter. Er bat die Sekretärin, einen Tee zu kochen, und überflog professionell mit einem Blick das mitgebrachte Werk. ‚Nein, Alter‘, sagte er schließlich. ‚Sei nicht sauer. Das geht nicht. Hier muss entweder mehr Blut her oder überhaupt was anderes, eine fulminante oder skandalöse Liebesgeschichte. Versteh doch, von einer Zeitungserzählung erwarten die Leute eine Sensation.““

Aus: *Picknick auf dem Eis* von Andrej Kurkow.

**I**m Mittelpunkt einer jeden Form von Journalismus steht die Story – Hund beißt Mann ist keine, Mann beißt Hund hingegen schon. Das weiß man, weil man es schon oft gehört hat. Doch stimmt das hier Implizierte eigentlich – je außergewöhnlicher eine Geschichte, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass sie auch gedruckt wird? Guckt man sich den Einheitsbrei, den die Medien tagtäglich produzieren an, hat man eher den Eindruck, dass keine Zeitung eine Geschichte zu bringen bereit ist, die die Konkurrenz nicht auch bringt. James Fenton beschrieb es in seiner Reportage *The Fall of Saigon* so: „Weil es keine Konkurrenten gab, und kostbar wenige Amerikaner, hatte ich etwas, was auf eine exklusive Nicht-Geschichte hinauslief.“ Auch wenn alle fast immer über dasselbe schreiben: Ohne Story gibt es keine Zeitung,

kein Fernsehen, keine Medien. Schließlich geht es auf dem Markt der öffentlichen Meinungen darum, etwas zu erzählen zu haben. Haben Sie schon gehört? Nein, das glaub ich ja nicht, das kann doch gar nicht sein. Wirklich? Ist das wahr? Wer hat dir das gesagt? Auf solchen Fragen basiert der Dorfklatsch, der Partyklatsch, der Klatsch überhaupt. Und auch der Journalismus, die örtlich ausgedehnte Version eben dieses Klatsches.

Journalismus beruht auf Hörensagen. Und dem Weiterzählen dessen, was man gehört hat. Zugegeben, das hat seinen Reiz. Und seine gesellschaftliche Funktion. Wenn nur die in Diskussionen über Ethik im Journalismus ständig herbeibemühte „Vierte Gewalt“ nicht wäre. Nicht nur, weil diese meist von den Journalisten selber herbeigeredet (und fast genauso häufig „kritisch hinterfragt“ wird – kann man sich eigentlich ein Hinterfragen, das unkritisch ist, vorstellen?), sondern auch, weil die Tatsache, dass man darüber überhaupt spricht (denn allein darin liegt die „Macht“ der Medien, im „agenda-setting“), vom eigentlichen Wesen (ja: dem Klatsch) des Journalismus ablenkt.

Es versteht sich: So was wollen wir nicht wahrhaben. Wir alle nicht. Schon gar nicht die Journalisten, zu deren Berufsvoraussetzungen ganz wesentlich die Eitelkeit gehört – auf Klatschbasen reduziert werden zu wollen, hieße dem Ego doch arg viel abzuverlangen. Aber auch der Leser, der Radiohörer, der Fernsehschauer will sich nicht einfach als Klatsch-Konsumenten sehen, auch er will sein Selbstbild nicht dermaßen herunterschrauben müssen.

Doch ist Journalismus wirklich nur Klatsch?

Nein, wir werden jetzt nicht im Lexikon nachschlagen, was genau unter Klatsch zu verstehen ist (ein Vorgang, den Journalisten gerne mit dem französischen *Recherche* definieren), wir lassen uns einfach von seinem Gebrauch in der Sprache leiten. Und dieser meint, dass Klatsch zwar unterhaltend ist, man jedoch unschwer auch ohne ihn auskommen kann, ja dass man sich oft geradezu wünscht, davon verschont zu werden. Nicht zuletzt, weil man auch weiß, dass er leicht Unheil anrichtet und dies oft auch tut – genau wie der Journalismus.

Natürlich ist Journalismus *nicht nur* Klatsch, beruht *nicht nur* auf Hörensagen. Er beruht auch auf Pressemitteilungen von Regierungen und privaten Unternehmen; es kommt auch vor, dass Journalisten selber vor Ort, ja gar Augenzeugen sind – letzteren, es muss betont werden, wird jedoch, eingedenk des russischen Sprichworts „Er lügt wie ein Augenzeuge“, möglicherweise etwas arg viel Vertrauen entgegengebracht.

Nichtsdestotrotz: Das Geschwafel überwiegt. Was wird der Präsident als Nächstes tun? fragt die Redakteurin im Fernsehstudio den Korrespondenten vor Ort. Und dieser, der mit diesem Präsidenten noch nie ein Wort gewechselt, ergeht sich daraufhin in meist ausbalancierten Mutmaßungen – solcher Journalismus ist die Regel.

**A**m 25. März 1996 wurde Jan Philipp Remetsma, der Millionenerbe und Vorstand des Hamburger Instituts für Sozialforschung, niedergeschla-

gen und verschleppt. Als er nach 33 Tagen Haft und der Zahlung eines Lösegeldes von dreißig Millionen Mark freikam, wollte er nur noch so schnell wie möglich nach Hause, doch seine Frau entschied, nach New York zu fliegen. „Warum fahren wir eigentlich nach New York? Ob ich eine Ahnung habe, wie es ‚zu Hause‘ aussehe? Als ob wir Greta Garbo zu Besuch hätten. Ganz klar wird es mir erst, als wir nach etwas über einer Woche wieder zurück sind und ich mir zögernd die Videoaufzeichnungen der TV-Berichterstattung ansehe. Die Vorstellung, ich hätte mit einem Taxi nach Hause kommen können, war absurd, um ein Geringes zu sagen. Blitzlichtattaken, hingestreckte Mikrophone, irgendwelche hingeschrien Standardfragen à la ‘Wie fühlen Sie sich, Herr Reemtsma?’, ‘Haben Sie eine Ahnung, wer die Täter sind?’ und Ähnliches. Man kommt da nicht nach Hause, sondern ins Fernsehen. Ich habe die Möglichkeit gehabt, das Glück, das Geld, dem entfliehen zu können (und ein cleveres Kamerateam – nicht ohne gezielten Tip von irgendwoher – filmte per Teleobjektiv den Einstieg ins Flugzeug). Wer das alles nicht hat, dem kann es noch einmal sehr schlecht gehen.“

Ich rede längst nicht mehr von mir. Zeitungen drucken weltweit das Photo des belgischen Mädchens Sabine Derdenne, befreit aus monatelanger Geiselschaft, in der sie gequält und dabei gefilmt worden ist. Sie ist freigelassen worden, und ihr Gesicht zeigt keine Spur von Erleichterung, nur Entsetzen und Verzweiflung. Hinter ihr ein ratloser Polizist, der, es wird Zufall sein, das Mädchen hält, als wolle er es festhalten, damit es dem Photographen zur Verfügung steht. Der Photograph ist kein Zufall. Nun ist sie auch dabei gefilmt worden.

Gern redet man seitens der Presse vom Recht der Öffentlichkeit auf Information. Was für eine Information ist das Gesicht eines weinenden, verzweifelten, vergewaltigten Mädchens? Und wäre es eine, was wäre das Recht auf sie gegen das Recht von Sabine Dardenne, nicht gefilmt zu werden? Es handelt sich um einen Extremfall, gewiss, aber Zeitungen handeln mit Extremfällen, machen mit ihnen ihre Auflagen.“ (Aus: *Im Keller* von Jan Philipp Reemtsma)

Wir haben keinen Grund, anzunehmen, Journalisten, seien weniger sensibel als der Rest der Bevölkerung. Doch andererseits fragen wir uns manchmal schon, wie es jemand fertig bringt, an Unglücksorte zu eilen, sich dort vorzudrängeln, Polizei und Helfern im Weg zu stehen und sie von ihrer Arbeit abzuhalten. Der Mensch ist geprägt von dem, was er täglich tut. Und wenn er nun tagein, tagaus Neu-

es und Aufregendes produzieren muss (nein, nein, finden allein reicht nicht), kann man sich unschwer vorstellen, dass die Chance, dabei zynisch zu werden, nicht gerade klein ist.

**D**och es gilt auch dies: Im Oktober 2001 ereignete sich nahe des Gotthard Südportals eine Kollision von zwei Lastwagen, die mehrere Tote zur Folge hatte. Ein Reporter der ARD auf die Frage aus dem Studio, was man denn Neues wisse: Die Retter hätten jetzt Wichtigeres zu tun, als den Medienleuten Fragen zu beantworten, gab er zur Antwort.

Ähnlich auch die CNN-Frau vor Ort in Port-au-Prince, die während der Haiti-Intervention der USA vor einigen Jahren alle halbe Stunde aus dem Studio in Atlanta gefragt wurde, was es denn jetzt Neues gebe. Keine Ahnung, antwortete sie, ich sitze hier im Hotel fest (vermutlich guckte sie dabei CNN). Und Thomas Hüetlin vom *Spiegel*, Augenzeuge der zusammenstürzenden Türme des World Trade Center: „Ich war noch 300 Meter entfernt vom Haupteingang. Ich wollte noch näher ran, aber brennende Teile platzten auf die Straße. (...) Dann schaute ich wieder nach oben: und sah noch mehr Teile zu Boden rasen. Und, weil sich die Teile bewegten und Hemden und Hosen trugen, erkannte ich, was ich zuerst nicht hatte wahrnehmen wollen: dass diese Teile Menschen waren (...) Ich begriff, dass ich hier überflüssig war, dass diese Veranstaltung mit Journalismus nichts mehr zu tun hatte. Aber ich war wie gelähmt. Leute schubsten mich herum, mutige Leute, die mit ihren Feuerwehrschräuchen und Tragen den Anschein erweckten, sie wüssten, was sie taten. (...) Ich wollte noch nicht sterben. Ich wollte auch kein Journalist mehr sein. Ich wollte nach Hause, zu meiner Frau, zu meinen Töchtern und deshalb fing ich an zu rennen ...“

Im Juli und August des Jahres 1936, zur Zeit der Großen Depression, reisten der Journalist und



Die Presse bei der Arbeit: am 20. November 2003 nach den Bombenanschlag vor der Britischen Botschaft in Istanbul-Beyoglu. (Bild: Abc agency / corbis)

Schriftsteller James Agee und der Fotograf Walker Evans durch den mittleren Süden der Vereinigten Staaten, um für die New Yorker Zeitschrift *Fortune* „in Form eines Photo- und Wortbeitrags über das tägliche Leben und die Lebensbedingungen einer durchschnittlichen weißen Pachtbauernfamilie“, die vom Baumwollpflücken lebte, zu berichten: „Eine solche Familie zu finden und bei ihr zu wohnen; das war der Zweck unserer Reise.“

Man kann sich Leichtereres vorstellen: Das Misstrauen, der Argwohn, dem die beiden jungen – Agee war 27, Evans 33 – Großstädter begegneten, ließ sich fast mit Händen greifen. Doch die beiden waren idealistisch und stur und fanden schließlich eine Lösung:

„Wir fanden keine Familie, die die ganze Pächterschaft in dem Gebiet gerecht repräsentieren konnte, sondern kamen zu dem Schluss, dass unsere Aufgabe durch drei Familien, die wir kennengelernt hatten, einigermaßen zuverlässig abgedeckt werden konnte. Bei der typischsten der drei lebten wir knapp vier Wochen, mit den anderen verkehrten wir innig und ständig. Ende August, lange ehe wir Lust dazu hatten, kehrten wir in den Norden zurück und stellten unsere Arbeit fertig.“

Ihr Anspruch war monumental: das Unterfangen galt „der Erkenntnis der Größenordnung einer unvorstellbaren Existenz und der Planung angemessener Techniken, um sie aufzuzeichnen, mitzuteilen, zu analysieren und zu verteidigen. In der Hauptsache ist es eine unabhängige Erforschung bestimmter normaler Notlagen des gottähnlichen menschlichen Wesens.“

Akribisch sollte ihr Bericht sein, dabei aber auch zurückhaltend, respektvoll, und gleichzeitig so engagiert wie nur möglich, einen durch und durch authentischen Text und ebensolche Bilder wollten sie schaffen, diese bitterarmen Pachtbauernfamilien so schildern, wie sie auch wirklich lebten – Agee und Evans waren ohne Maß, und sie waren voller Skrupel: „Es kommt mir merkwürdig, um nicht zu sagen obszön und durch und durch erschreckend vor, dass es einer Vereinigung menschlicher Wesen, die aus Not und Zufall und Profitsucht zu einem journalistischen Organ zusammengeschlossen sind, einfallen sollte, die Leben einer ungeschützten und entsetzlich geschädigten Gruppe von menschlichen Wesen, einer unwissenden und hilflosen ländlichen Familie, aufs genaueste auszukundschaften, bloß um die Nacktheit, Benachteiligung und Demütigung dieser Leben vor einer weiteren Gruppe menschlicher Wesen zur Schau zu stellen, und das im Namen der Wissenschaft, des ‚redlichen Journalismus‘ (was immer dieses Paradox heißen mag), der Menschlichkeit, der sozialen Furchtlosigkeit, für Geld und für den Ruf, ein Kreuzritter und Unparteiischer zu sein, der geschickt genug eingesetzt, bei jeder Bank für Geld (und in der Politik für Stimmen, Ämterprotektion, usw.) eingetauscht werden kann; und dass diese Leute fähig sein sollten, dieses Vorhaben ohne den geringsten Zweifel an ihrer Befähigung zu einer ‚redlichen‘ Arbeit und mit einem mehr als reinen Gewissen und in der faktischen Gewissheit einhelliger öffentlicher Billigung zu erwägen.“

Nichtsdestotrotz: Agee und Evans lassen sich auf das Unterfangen ein. Sie dokumentieren alles und je-

des, mit Anteilnahme und Respekt, mit ‚ihren‘ Familien sympathisierend, sich selber einbringend, obsessiv, detailversessen: „Die Kinder waren schweigsam und angespannt von der Aufregung über die Autofahrt, saßen übereinander um ihre Mutter auf dem Rücksitz und sahen wie Hunde aus dem Fenster, außer Louise, deren schreckliche graue Augen, immer wenn ich sie im Autospiegel suchte, die meinen trafen. Emma saß zwischen mir und ihrem Vater, ihre runden unbedeckten Arme ein wenig verkrampft vor sich. Meine Ärmel waren hochgekrempelt, so dass unser Fleisch sich in dem Gedränge berührte. Bei den ersten dieser Kontakte zog jeder von uns sich zurück, später dann entspannten sich ihre Arme und auch ihr Körper und auch ihre Schenkel, und ich tat es auch, und ungefähr fünfzehn Minuten lang ruhten wir ruhig und dicht Seite an Seite, und auch zwischen unseren Gedanken bestand eine innige Verbindung. Unsere Körper waren sehr heiß, und das Auto war zum Bersten voll mit heißen und schwitzenden Leibern und einem feinen, salzigen und kraftvollen Geruch wie dem von zerstoßenem Gras: Und so legten wir in kurzer Zeit, obwohl ich wusste, dass niemand auf Geschwindigkeit aus war, und so langsam fuhr, wie ich es meinem Gefühl nach mit Anstand tun konnte, die kurze, sieben Meilen lange Strecke aus Lehmerde, dann Schlacke nach Cookstown zurück und fuhr noch langsamer durch die Stadt (Augen, Augen auf uns, von Männern, unter Huträndern hervor) und die sich verzweigende, jetzt sandige Strasse zu ihrem Bruder herunter.“

Anstelle des nach zwei Wochen erwarteten Artikels mit den zugehörigen Fotos lieferten sie nach drei Monaten einen fünfhundert Seiten langen, in jeder Hinsicht exzeptionellen Text zusammen mit überaus einfühlsamen Fotos ab, ein durch und durch außergewöhnliches Werk (womöglich auch, weil es nie als solches konzipiert war), das lange Zeit keinen Verleger und, als es schließlich gedruckt vorlag, kaum Käufer fand.

Zurück in New York fühlten beide aber auch noch etwas Anderes, nämlich „so viel Schuld, wie sie beim Aufbruch gefühlt“ hatten, so die Evans-Biografin Linda Rathbone. Ein paar Monate später schrieb die junge Flora Bee Tingle, die Tochter einer der Pachtbauernfamilien, in einem Brief an Evans: „Sicher war ich verzweifelt, als ich Sie hier unten wegfahren sah, ich war schon verzweifelt, aber Sie haben mich noch verzweifelter gemacht.“

Nach Agees Tod im Jahre 1955 wurde *Preisen Will Ich Die Großen Männer* neu aufgelegt – und wurde Kult. Doch auch wenn das Werk heute als Klassiker gilt, repräsentativ für seine Zeit war es nicht. Das Buch, das zu jener Zeit Furore machte, war *You Have Seen Their Faces* der Fotografin Margaret Bourke-White und des Schriftstellers Erskine Caldwell – spektakuläre Aufnahmen (die teilweise ironischen Bildunterschriften hoben sie noch mehr heraus), begleitet von einem akzeptablen, liberalen und konventionellen Text, der dem Geist der damaligen Soziologen, Regierungsvertreter und Journalisten entsprach und festhielt, dass es keinen überzeugenden Plan gebe, um der Misere

beizukommen, dass Umschulung und Supervision von Nöten und der Anbau von Monokulturen ein Desaster sei.

Der Kritiker Alan Trachtenberg hat seiner Hoffnung Ausdruck gegeben, die beiden Werke möchten künftig weniger als Antagonisten denn als „gemeinsame Bewohner des gleichen historischen und kulturellen Ortes“ betrachtet werden. Obwohl sie dies auch sind, so stehen sie doch, und ganz entschieden, für völlig gegensätzliche Wertvorstellungen: auf der einen Seite das selbst-reflektive, gleichzeitig intensiv mit dem Prozess des Dokumentierens befasste Hinterfragen von Agee und Evans, auf der anderen Seite die kühle professionelle Arroganz, primär interessiert an der Verwertbarkeit des Unterfangens von Caldwell und Bourke-White.

Fünfundzwanzig Jahre später, im Jahre 1986, begaben sich der Reporter Dale Maharidge und der Fotograf Michael Williamson vom *Sacramento Bee* auf Agees und Evans' Spuren nach Alabama – sie wollten erfahren, was aus den Nachkommen dieser Pachtfamilien geworden war. Ihr *And Their Children After Them* wurde mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet. Die Baumwollpflücker von damals gab es nicht mehr – einerseits waren Maschinen an ihre Stelle getreten, andererseits hatten synthetische Fasern die Baumwolle auf dem Markt abgelöst – doch einige ihrer Nachkommen waren noch um die Wege. Die damals zehn Jahre alte Maggie Louise, auf deren Zukunft Agee große Hoffnungen gesetzt, hatte sich 1971 das Leben genommen.

Der Ansatz, die Herangehensweise von Maharidge und Williamson unterschied sich ganz entscheidend von Agee und Evans. In den Worten von Maharidge: „Agee hat geäußert, dass er und Evans 'Spione' waren, dass sie ausgesandt wurden, um etwas über ihre Subjekte zu erfahren, indem sie auf eine irgendwie heimliche Art in ihr Leben eindringen. Mir scheint, dass Agee sich auch manchmal buchstäblich wie ein Vergewaltiger gefühlt hat. Und jetzt kehrten wir sozusagen an den Ort des Verbrechens zurück, Mitverschwörer in den Augen einiger Leute, nicht nur, um uns nach der Tat zu erkundigen, sondern um eine weitere zu begehen, wobei wir alte Erinnerungen von privaten Dingen aufbrachen, die sie unter dem Einfluss von Agee preisgegeben hatten, und neue abverlangten (...)

Meine Bemühungen biete ich an als den Bericht eines Journalisten, der sich bemühte, inneren Abstand zu wahren. Auf das Risiko hin, beschuldigt zu werden, die Unterschiede zwischen den Arbeiten zu sehr zu vereinfachen, mache ich geltend, dass ich meine passende Rolle darin sah, zurückzutreten und zu beobachten, und dass Agee seine darin sah, hineinzuspringen und die Erfahrungen zu machen.“

**A**gee und Evans sind eindruckliche Beispiele dafür, dass auch die besten Absichten, den „Objekten“ der journalistischen Neugier gerecht zu werden, auch der ernsthafteste Versuch, diese Absichten in die Praxis umzusetzen (und dies, es muss betont werden, unter den denkbar günstigsten Voraussetzungen: in Friedenszeiten und ohne den branchenüblichen Zeitdruck – die beiden hatten Aufforderungen

der Redaktion, sich zu melden, einfach ignoriert; ein Wunder, dass sie nicht fristlos entlassen wurden), einem nicht erlaubt, der dem Journalisten-Dasein inhärenten Crux zu entgehen – und diese besteht darin, dass Journalisten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, vom Unglück anderer leben (und zwar, im Gegensatz etwa zum Arzt oder Juristen, ohne dass „das Opfer“ eine adäquate Gegenleistung erhält), und dass gilt: Je fürchterlicher dieses Unglück, desto besser.

Auch der um Distanz, um Unabhängigkeit, um Neutralität bemühte Journalismus entgeht diesem Abstauberdilemma nicht. Dazu kommt, dass, wie jeder weiß, es objektive Berichterstattung nicht gibt, sie nicht geben kann, sie ein reiner Mythos ist. Nichtsdestotrotz wird sie, gerade wieder bei der Verleihung des Hanns-Joachim-Friedrich-Preises, immer wieder gefordert, ja heraufbeschworen. Nicht ohne Grund. Denn nur das ernsthafte Bemühen, objektiv zu berichten, vermag den Journalismus als Beruf überhaupt zu rechtfertigen.

Doch wie jede andere Rechtfertigung, so dient auch diese, zuerst und vor allem, der Beruhigung des eigenen Gewissens. Und steht damit dem, worum es eigentlich geht, im Weg. Und worum geht es eigentlich? Darum, dass ein Unbehagen gegenüber dem Journalismus, gegenüber den Medien da ist, das nicht mit der Frage zu tun hat, ob subjektiv oder objektiv berichtet wird, einem Unbehagen, das tiefer liegt und das auch Medienleute empfinden, einem Unbehagen, das darin begründet ist, dass die journalistische Arbeit auf einem ganz prinzipiellen Missverhältnis aufbaut: „Die moralische Zwiespältigkeit des Journalismus' liegt nicht in seinen Texten, sondern in den Beziehungen, aus denen sie entstehen – Beziehungen, die unweigerlich und unausweichlich schief sind. Die 'guten' Personen in einem Stück Journalismus sind nicht weniger ein Produkt der unheiligen Macht des Schreibenden über einen anderen Menschen wie die 'schlechten'“, schreibt Janet Malcolm in *The Journalist and the Murderer*. Und hält fest: „Jeder Journalist, der nicht zu dumm oder zu selbstgefällig ist, um zu bemerken, was los ist, weiß, dass das, was er tut, moralisch nicht zu rechtfertigen ist. Er ist eine Art Vertrauensperson, die sich an der Eitelkeit, Ignoranz oder Einsamkeit anderer Leute bereichert, ihr Vertrauen gewinnt, und sie ohne Bedauern betrügt. Wie die gutgläubige Witwe, die eines Tages aufwacht, und bemerkt, dass der charmante junge Mann und all ihre Ersparnisse weg sind, so lernt das willige Subjekt eines sachlichen Textes – wenn der Artikel oder das Buch erscheinen – *seine* harte Lektion. Journalisten rechtfertigen ihren Verrat auf verschiedene Art und Weise, je nach Charakteranlage. Die Wichtigtuerschen reden über die Freiheit des Worts und 'das Recht der Öffentlichkeit auf Information'; die Untalentiertesten sprechen von Kunst; die Anständigsten murmeln etwas über Geldverdienen. Es gibt eine unendliche Vielfalt, wie Journalisten mit dieser moralischen Sackgasse kämpfen ... Die Weisesten unter ihnen wissen, dass ihr Bestes zu geben immer noch nicht ausreicht. Die nicht so Weisen ziehen es, auf die ihnen gewohnte Art, vor, zu glauben, dass es kein Problem gibt und sie es gelöst haben.“